



Kleiner Brünner Gassenbote

Freunden und Mitgliedern des DSKV Brunn

März / April 2006

Brunn

Jahrgang 5 / Nr.2 – Ausgabe 2



Brunn ,1631 - ca. 2002



Brunn, März 2006



Schwäbisch Gmünd

Dreimal das Weiße Marterl von Brunn – zum 375. Geburtstag

Zu unserem Titelbild: Das Weiße Marterl erzählt

Eigentlich sind es ja drei Bilder von mir und diese sind auch ein wenig mein Lebenslauf. Aber man soll ja eine Geschichte vom Anfang an beginnen, nicht an deren Ende.

Es waren keine guten Zeiten als ich im Jahre 1631 geboren wurde. Meine Geburtshelfer versprachen sich von mir Schutz ihrer Felder und Gärten und eine Hilfe in diesen schlechten Kriegszeiten. Konnte ich helfen? Ich weiß es nicht, aber Trost konnten die Menschen schon bei mir finden, jedoch die Zeiten wurden in meiner Jugend nicht besser, eher schlechter, es herrschte weiterhin Krieg und als ich gerade einmal 14 Jahre alt war, kam dieser Krieg nochmal ganz hautnah an mich heran. Die Schweden unter Thorstenson belagerten die Stadt, das erzählten mir die Menschen, die in ihrer bitteren Not zu mir kamen und ihr Leid klagten. Schlecht behandelt wurde ich aber nicht, sogar manche von den Soldaten kamen und legten manchmal auch Blumen nieder. Als dann Friede herrschte, erholten sich die Menschen wieder, sie vergaßen mich aber nicht.

Dann wurden die Zeiten wieder schlechter, die Menschen bekamen Angst, daß die „Ungläubigen“ auch bis in unsere Gegend kommen würden. Manchmal streiften wirklich kleine Gruppen mit krummen Säbeln auf kleinen Pferden und mit einem sonderbaren Hut auf dem Kopf hier herum, verstehen konnte ich ihre Sprache nicht, „meine Leute“ aber hatten große Angst vor ihnen.

Auch das ging vorüber. Dann kam eine ganz gute und ruhige Zeit. Die Bauern konnten ihre Felder bestellen waren glücklich und manchmal unglücklich, mich aber hielten sie immer in Ehren.

Dann kam wieder der Krieg ins Land, die Franzosen waren es diesmal, unter Napoleon erzählten mir die Menschen. Zuerst zogen die Soldaten ganz frohgemut an mir vorüber, in die große Schlacht hörte ich sagen.

Viele aber kamen wieder, elend und verwundet zurück, manche hatten ein Bein verloren, manche trugen einen Verband um den Kopf. Viele ruhten sich bei mir aus, aber ich konnte ihnen in diesen kalten Wintertagen keinen Trost und auch keine Wärme spenden. „Meine Leute“ mußten wieder die Lasten tragen, es wurden ihnen harte Steuern auferlegt, sie mußten auch für die Verpflegung der fremden Soldaten aufkommen. Sie überlebten, aber litten große Not. Mich hielten sie aber trotzdem in Ehren.

Es kam eine längere Friedenszeit. Auch mich ließen diese schlechten Zeiten nicht unbeschädigt, mein Kleid sah schon recht heruntergekommen aus. Aber als es dann den Menschen wieder besser ging, putzten sie mich wieder so schön heraus, daß ich mir vorkam, als wäre ich neu geboren. Ich war ganz stolz auf mich und trug die neue Inschrift mit Würde.

Und wieder gab es Krieg im Lande, aber davon merkte ich selber nichts, ich erfuhr es nur von jenen, die bei mir ein Gebet sprachen. Diesmal war die Angst aber nicht so groß, denn wie ich erfuhr, sprachen die Feinde, Preußen genannt, die gleiche Sprache wie „meine Leute“.

Schließlich aber war Friede und die Leute verehrten ihren alten Kaiser, na ja, zunächst war er ja noch gar nicht so alt, aber er wurde es. Als er schon ganz alt war, gab es wieder Krieg und jetzt kamen meistens nur noch Frauen, die Gottes Segen für ihre Männer und Söhne erflehten, die „im Felde“ waren. Das verwirrte mich zuerst, denn die Felder waren ja ringsherum, gute sogar. Dann aber verstand ich, daß damit der große Krieg gemeint war, der überall tobte, aber doch in der Ferne blieb. Als er zu Ende war, gab es keinen Kaiser mehr und auch das Land, in dem ich jetzt stand, hieß anders. Die Leute waren vielleicht nicht so ganz zufrieden, aber sie bestellten ihre Felder und es ging ihnen nicht schlecht. Auch ich wurde wieder herausgeputzt.

Eines Tages bekamen die Menschen wieder Angst vor einem Krieg. Der kam zunächst nicht, dafür kamen fremde Soldaten, die aber von vielen Menschen meiner Umgebung willkommen geheißen wurden.

Schließlich gab es wieder Krieg. Zuerst war er nur in weiter Ferne, aber später kam er immer näher und am Ende war er für wenige Tage auch um mich herum.

Was dann folgte, war für mich eine verwirrende Zeit. Es war plötzlich eine Leere um mich, kein Mensch kam mehr um bei mir zu beten, keine Blumen lagen mehr zu meinen Füßen. Die Sprache der Menschen, die manchmal an mir vorübergingen, verstand ich nicht, aber sie schenkten mir auch keine Beachtung.

„Meine Leute“ mußten Haus und Hof und Feld und Garten verlassen und wurden in eine unbekannte Ferne getrieben. Es wurde ihnen nicht einmal Zeit gelassen, sich von mir zu verabschieden. Das erfuhr ich erst viel, viel später als manche „meiner Leute“ aus der Ferne zu Besuch kamen. Sie hatten mich nicht vergessen, Weil ich aber zuerst für sie unerreichbar war, haben sie mich in ihrer neuen Heimat nachgebaut. Ich war zuerst nicht so ganz glücklich, weil ich dachte, sie würden mich darüber vergessen. Jetzt aber bewundere ich meinen nachgeborenen Zwilling, dem es anscheinend gut geht.

Wie es mir geht? Als „meine Leute“ nicht mehr da waren, war es ziemlich einsam um mich herum, es kümmerte sich so gut wie niemand um mich, hin und wieder kamen Männer und mähten das Gras und einmal bekam ich sogar ein neues weißes Kleid. Ein paar Bänke wurden aufgestellt, aber gebetet wurde schon lange nicht mehr bei mir. Blumen bekomme ich auch nur von den Besuchern aus der Ferne.

Kürzlich haben junge Menschen eine Feier in meinem kleinen Garten abgehalten und als sie betrunken waren, haben sie mir das Kreuz, das ich zu dieser Zeit schon gute und schlechte 370 Jahre stolz trug, einfach abgeschlagen. Nicht genug damit, später haben sie mich mit Farbe bunt angespritzt. Das machte mich ganz traurig, denn ich möchte weiter das „Weiße Marterl von Brünn“ sein, und nicht eine farbig angeschmierte Steinsäule. Vielleicht werden sich die Menschen wieder meiner erinnern, auch in diesen doch verhältnismäßig guten Zeiten und mich wieder in Ehren halten, so wie es früher war, in guten und in schlechten Zeiten.

-----o-----

Zum Geleit

Eigentlich hat ja das „Weiße Marterl“ das Geleitwort zu dieser Ausgabe geschrieben. Wir haben die Geschichte gerne übernommen, auch in der Hoffnung, daß die Ehrfurcht vor dem Alter Ressentiments überwindet und das Marterl seinen 375. Geburtstag in Würde als „Weißes Marterl“ begehen kann. Wir sagen den Verantwortlichen der Stadt Brunn unseren Dank im Voraus.

Durch den Krieg im Irak werden wir fast täglich mit den Begriffen „Schiiten“ und „Sunniten“ konfrontiert. Wir haben versucht, diese Begriffe verständlich zu erklären. Weil wir schon dabei waren, haben wir gleich auch noch den Sterbeort von Adam, dem ersten Menschen, aus dem BHB von 1952 übernommen.

Ansonsten haben wir wieder eine bunte Mischung zusammengestellt und hoffen, daß Sie, liebe Leserin und lieber Leser, ein wenig Freude daran haben werden.

-----o-----

Erinnerungen an die Osterfeiertage in meiner Jugend

Ich komme aus Znaim in Südmähren, ich denke aber, die Osterbräuche waren vor und auch nach dem Krieg überall fast gleich. An die Feiern in der Kirche habe ich keine Erinnerung, dazu war ich noch zu klein. Meine Eltern sind selten in die Kirche gegangen, weil es meinen Vater störte, daß dorthin auch die Leute gingen, die Genossen waren.

Alle Schulbuben holten frühzeitig ihre Klappern, Handratschen und sogar Schubkarrenratschen aus der Scheune oder vom Dachboden und überprüften sie, damit sie auch einsatzbereit waren. Wenn am Gründonnerstagsmorgen die Kirchenglocken zu läuten anfangen, sagte Mutter immer, die Glocken würden nun nach Rom fliegen. Zu Mittag waren die Jungen - die Ratschenbuben - unterwegs und haben die Mittagszeit angekündigt. Abends zog die Jugend noch einmal durch unsere Straße. Wir wohnten in der Mitte zwischen zwei Kirchen.

Am Karfreitag hörten wir sie morgens, mittags und am Nachmittag um drei Uhr wieder „ratschen“. Der Gründonnerstag und der Karfreitag sind mir nur schwach in Erinnerung geblieben, hauptsächlich als kirchliche Zeremonien.

Am Ostersonntag, gegen neun Uhr kamen dann die Glocken wieder aus Rom zurück. Damit war auch der Dienst der Ratschenbuben beendet. Sie gingen nun von Haus zu Haus, knieten nieder, sagten ihren Gebetspruch auf und baten um eine Ostergabe. Sie wurden von vielen Leuten beschenkt, aber es gab auch geizige Menschen, die sie nicht ins Haus ließen. Als Hauptgericht kamen Eier und Zickelbraten auf den Tisch, als Kuchen Osterlaibchen. Am Montagmorgen hatte ich immer Angst vor den Nachbarjungen, die mich oft fest mit der Rute schlugen. Sie schonten mich nicht, obwohl sie von Mutter immer reichlich beschenkt wurden.

In Erinnerung ist mir ein Junge geblieben, der sich eine sehr lange Rute gemacht hatte. Nach dem dritten Schlag gelang es mir, auf die Rutenspitze zu treten. Er riss die Rute unter meinen Füßen weg und ich lag am Boden. Jetzt hatte ich aber gerade genug. Ich

benutzte das, was ich als deutsches Mädchen immer gebraucht hatte. Kraft und Mut, und schlug kräftig zurück.

Als ich älter wurde, waren dann schon oft Sympathien zwischen uns Mädchen und den Jungen im Spiel, die uns dann nicht mehr so grob behandelten. Auch wenn Vater mit einem Glas Wein kam, fielen die Schläge milder aus.

Später, in den 50er Jahren, gerieten in der Stadt die Bräuche langsam ins Vergessen – zur Freude unserer Regierung. An der Erhaltung solcher Bräuche hatte unser Land kein Interesse. Es hätte ja sein können, daß dann mehr Menschen in die Kirchen gegangen wären als zum Umzug am 1. Mai. (G. T.)

(Aus: Mitteilungsblatt der Organisation der Deutschen in Westböhmen)

-----o-----

Der deutsche Osten — Die Vertreibung und die Folgen.

Die „Erlebnissgeneration“, die allmählich ausstirbt, ist sich ebenso wenig wie die nachfolgenden Generationen der wahren Tragweite dieser Nachkriegsentwicklung bewußt:

Verlust der deutschen Ostgebiete und Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus diesen; und zwar für immer und ewig.

Ja, das weiß man, aber man hatte kaum Zeit darüber ernsthaft nachzudenken, denn als erstes mußte man zusehen, wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Auch wenn der Aufbau einer Existenz gelang – viel Zeit an die alte Heimat zu denken blieb nicht.

Die westdeutsche Bevölkerung, obwohl auch unter Kriegsschäden leidend, nahm die zwölf Millionen Vertriebene auf, verständlicherweise zuerst widerwillig, geizte aber Jahrzehnte später nicht mit Anerkennung dessen, was die neuen Mitbürger erbracht hatten. Aber auch die Westdeutschen verschwendeten keinen Gedanken an die verlorenen Ostgebiete; zu stark hatte man ihnen die alleinige Kriegsschuld eingehämmert, und die bekannt gewordenen Verbrechen der Nazis taten ein übriges, all dies „als gerechte Strafe“ aufzufassen.

Tapfer und mannhaft versuchten unzählige Vertriebenen- Organisationen, später zusammengefaßt im Bund der Vertriebenen (BdV), die Erinnerung an den deutschen Osten und die Leistungen, die Generationen von Deutschen dort erbracht hatten, wach zu halten. Mit einem, leider nur vorübergehenden Erfolg. Bereits die Söhne und Töchter hatten starke Wurzeln in ihrer neuen Heimat gefunden, und die Enkel gar, für die waren es gelegentliche, an Märchen grenzende Erzählungen der Großeltern; mehr aber nicht oder nur selten.

Wird also die ehrenamtliche Arbeit von Hunderten und Aberhunderten Vertriebener in ihren Organisationen als verlorene Arbeit zu betrachten sein? Sicher nicht, wenn man allein an die mühsam erstellten Dokumentationen denkt. Mehr aber bleibt nicht. Es sei denn, man begönne in den Vertreiberländern zu erkennen, welchen Verlust man sich selbst zugefügt hat: Vertreibung statt Versuch einer Integration, des Zusammenlebens unter geänderten, Minderheitenrechte anerkennenden und eingeräumten Bedingungen.

So eine geänderte Einstellung und Ausgangssituation aber gab es nach Kriegsende nicht, konnte es auch wegen des übersteigerten Nationalismus der östlichen Siegerstaaten (und derer, die sich als solche sahen) nicht geben.

Noch gehen polnische und böhmische Pflüge über einst deutsche Erde, und es wird dauern, ehe die dortige Enkelgeneration sich zu einer Selbstanalyse aufrafft. Ermutigende Zeichen sind zu erkennen, wenn sie auch mehr der Schwalbe gleichen, die noch keinen Sommer verheißt.

Was also bleibt? Pure Resignation? Das wäre das Verkehrteste; nein, auch in Deutschland muß eine Erinnerungskultur an den ehemals deutschen Osten wachgehalten werden. Mindestens ebenso stark und engagiert wie die Erinnerungen an Naziverbrechen. Frei von jeglichen revanchistischen Einsprengeln, in klarer Erkenntnis der nicht weg zu leugnenden Schuld, aber mit Stolz auf das, was die Väter und Vorväter, bevor der Nazi-Wahnsinn Platz griff, dort geleistet hatten, und was „den Anderen“ nun zu gute kommt. Ob sie es nutzen oder verfallen lassen sei deren Sorge.

Unsere Sorge aber ist, ob die lobenswerten Absichten, die die Stiftung „Zentrum gegen Vertreibungen“ verfolgt, endlich auch von der Bundesregierung anerkannt und unterstützt werden. Dort wird sicherlich bei der Schilderung von Vertreibungen, nicht nur der von Deutschen, jeweils auch der Landstriche gedacht werden, aus denen die Vertriebenen kamen, und diese werden so vor dem Vergessen bewahrt bleiben.

Erich Pillwein

-----O-----

Einen Freund verloren



Mit dem Tod von Lennart Meri, dem Präsidenten Estlands von 1992 bis 2001, haben die Deutsch-Balten und die deutschen Vertriebenen einen unersetzbaren Freund verloren. Er war der erste Repräsentant eines ehemals kommunistisch beherrschten Staates, der nach dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums den Deutschen die Hand entgegenstreckte - nicht einfach zur Versöhnung, sondern, um sie in ihre Heimat zurückzuführen. Am 3. Oktober 1995 rief er in seiner Rede zum Tag der Deutschen Einheit in Berlin die Deutsch-Balten auf, ihr angestammtes Heimatrecht in Estland wieder

wahrzunehmen.

Er solidarisierte sich auf dem Kongreß des Bundes der Vertriebenen am 5. September 1999 in Stuttgart als Angehöriger eines Volkes, das zigtausendfach selbst Vertreibung, Deportation und Mord erfahren hat, mit allen deutschen Vertriebenen und forderte für sie das Recht auf die Heimat. Wenn er mit Deutschen sprach oder Deutschen Briefe schrieb, wählte er stets die deutschen Ortsbezeichnungen

Er widersprach allen, die negativ über die direkte oder indirekte, jahrhundertelange Herrschaft der Deutschen im Baltikum sprachen, und entgegnete ihnen mit provozierender Klarheit: Nur deshalb habe das estnische Volk als Volk überlebt und sei

nicht im Russentum untergegangen, weil die deutsch-baltische Herrschaft gleichsam wie eine Käseglocke das estnische Volk vor dem Aufgehen im Russentum geschützt habe. Lennart Meri wurde 76 Jahre alt. *Elimar Schubbe*

Anmerkung: Prof. Ferdinand Seibt schreibt in seinem Buch „Tschechen und Deutsche“ im Kapitel „Warum die Tschechen ein kleines Volk blieben“ ähnliches für die Tschechen. Auch die Tschechen konnten sich durch den Schutz des Reiches ihre Eigenständigkeit erhalten. Ohne diese „Käseglocke“ hätten sie sich den Litauern und später den Polen kaum widersetzen können, sie wären aufgesogen und wahrscheinlich schon vor Tausend Jahren nach Osten abgedrängt worden. g.h.

Daß die Tschechen zu solcher Offenheit (noch ?) nicht bereit sind, zeigt das Beispiel aus der

Geschichte

Karl IV.



Unter seiner Herrschaft wurde Prag zu einer Hauptstadt von europäischem Rang ausgebaut. Er festigte damit seine Hausmacht im Reiche. Zu Recht widmet ihm Prag in diesem Jahr eine Ausstellung, für die Präsident Klaus und der Großherzog von Luxemburg gemeinsam die Schirmherrschaft übernahmen. Karl war bekanntlich Luxemburger. In der tschechischen Presse wurde darüber berichtet und zwar, daß Karl König von Böhmen und römischer Kaiser war. Das ist nicht falsch, aber auch nicht richtig, denn es wurde eine notwendige „Zwischenstufe“ nicht erwähnt. Als König von Böhmen

konnte er bekanntlich nicht römischer Kaiser werden. Dazu mußte er nämlich zuerst Deutscher König werden. Zu diesem wurde er im Jahre 1346 von den sieben Kurfürsten gewählt. Zum römischen Kaiser wurde er 1355 gekrönt, genauer zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Karl hatte in zweifacher Hinsicht das Recht, sich um die Königswürde zu bewerben: sowohl als Luxemburger als auch als König von Böhmen, er war doppelter Reichsfürst. Daß er dazu noch der reichste unter den Fürsten war, hat seine Bewerbung mit Sicherheit gefördert. Er konnte sich „nützliche Nebenausgaben“ ganz gut leisten. Die Kurfürsten waren zwar stets bestrebt, einen möglichst schwachen aus ihren Reihen zum König zu wählen, denn ein schwacher König redete ihnen nicht oder nur wenig in ihre regionalen Angelegenheiten hinein. Bei Karl war man sich nicht so sicher, als Luxemburger gehörte er eher zu den Kleinen im Reiche, aber als König von Böhmen hatte er schon erhebliches Gewicht. Aber, wie erwähnt, er hatte auch das nötige Kleingeld, oder besser noch die Silbermark aus den Gruben von Kuttenberg und Iglau, um manchen Gegner zum Freunde, sprich Wähler, zu gewinnen.

Böhmen hatte innerhalb des Reiches einen Sonderstatus. Es war der einzige Teilstaat, der von einem König regiert wurde. Alle anderen Teilstaaten waren Herzogtümer, Markgrafschaften und Fürst-Bistümer.

Für das Reich erließ er 1356 die goldene Bulle, das wichtigste Grundgesetz, das bis zum Ende des alten Reiches im Jahre 1806 seine Gültigkeit hatte. g.h.

-----o-----

Zum Mozartjahr:

Das Köchelverzeichnis

Zu Zeiten von Mozart war es noch nicht so wie heute, daß die nationalen Gesellschaften für musikalische Aufführungsrechte sorgsam darauf achteten, daß für jede gespielte Note auch die entsprechende Tantieme auf das Konto des Komponisten oder des Interpreten gebucht wurde. Spielen konnte der, der die Noten zur Verfügung hatte.

Mozart reiste bekanntlich viel herum, man könnte auch sagen er wurde ziemlich intensiv herumgereicht. So kam es, daß seine Kompositionen weit verstreut in ganz Europa herumvagabundierten. Es bestand die ernsthafte Gefahr, daß vieles von seinem Werk unwiederbringlich verlorengehen könnte.

Dieses aber verhinderte ein Mann aus dem österreichischen Krems, namens Ludwig von Köchel, aber als er mit der „Verhinderung“ begann, hieß er noch schlicht Ludwig Köchel. Köchel war ein leidenschaftlicher Sammler: er sammelte vieles, Mineralien, die Briefe von Beethoven an Erzherzog Rudolf und eben auch die Kompositionen unseres Wolfgang Amadé.

Dazu reiste er kreuz und quer durch Europa, suchte Originale und wo er diese nicht fand, mußte er sich mit Kopien begnügen. Oftmals mußte er die Kompositionen abschreiben, was er mit großer Genauigkeit und bis heute anerkannter Authentizität auch tat. Er ordnete alles mit viel Geschick nach entstehungsgeschichtlichen Gesichtspunkten ein und faßte es in einem Werksverzeichnis zusammen, das ihn für alle Zeiten mit Mozart verbindet.

Das Köchelverzeichnis beginnt, wie sollte es auch anders sein, mit der Nummer eins, das ist das Menuett KV1. Wir wissen, daß seine letzte Komposition diese geheimnisvolle Auftragsarbeit eines Requiems war und dieses Requiem beschließt das KV mit 626.

Die Stadt Krems, bekannt als der Hauptort der Wachau, wo es bekanntlich einen hervorragenden Wein gibt, wollte 626 nicht als Schlusspunkt ansehen. Man kreierte einen Wein, wir wollen hoffen daß dieser nicht komponiert wurde, und gab diesem die Ordnungszahl KV 627, als Erinnerung an seine Herkunft und als Krönung „seines Lebens mit Mozart“.

Wertvoller ist vielleicht ein Brief geschrieben am 16. September 1856 von Mozarts Sohn Carl „als ein Zeichen der innigen Dankbarkeit für alles was sie zur Verherrlichung des

Namens meines Vaters beigetragen haben ". Carl starb zwei Jahre später und mit ihm war die Familie Mozart ausgestorben.

Köchel wurde im Jahre 1800 geboren und lebte bis 1877. Nach seiner Erhebung in den Ritterstand konnte er sich voll der Forschung und seinen Sammlungen widmen. Er hinterließ unter anderem eine Mineraliensammlung, die immerhin einen Umfang von 3288 Exemplaren umfaßte, alle natürlich fein säuberlich geordnet und nummeriert. Er schrieb auch noch zwei Bücher über die kaiserliche Hofmusik.

Wenn wir künftig eine Ansage hören, die da lautet: „Sie hören die „Missa brevis in G-Dur, KV 140“, wissen wir, daß wir das „KV 140“ Ludwig von Köchel zu verdanken haben. Allerdings gehört die „Missa brevis“ zu jenen wenigen Werken im Köchelverzeichnis, bei denen Zweifel bestehen ob sie wirklich von Mozart komponiert wurden.

-----o-----

Heimweh

Heimweh – ein Begriff, der wohl nicht übersetzt werden kann, der in fremde Sprachen deutsch übernommen werden muß. Ob Tschechen wissen, was Heimweh ist ?

Der Wahnsinn des letzten Jahrhunderts, der „Nationalismus“, besonders vom „Dritten Reich“ (präpotent) in Szene gesetzt, fand bei dem besiegten Deutschland sein Ende, später auch in ganz Westeuropa. Anders aber war die Situation hinter dem Eisernen Vorhang. Bereits bevor dieser Europa zu teilen begann, verfocht Benesch, als glühender Vertreter des „ethnisch reinen Staates“ Nationalismus pur – mit den Folgen die wir alle kennen.

Vielleicht konnte er nicht ahnen, oder es fehlte ihm die Phantasie sich vorzustellen, daß dieser mörderische Krieg mit den Millionen, die dem Nationalismus geopfert wurden, zwingend nach anderen Antworten verlangen würde. Selbst heute erkennen die meisten Tschechen (noch) nicht, daß ein allmählich zusammen- wachsendes Europa ebenfalls andere Antworten erfordert, als am Duft der Beneschdekrete festzuhalten. Zwar gehört die Tschechische Republik zur Europäischen Gemeinschaft, sie ist bloß noch nicht dort angekommen.

Berthold Kohler erwähnt in der Frankfurter Allgemeinen das Buch des Reichenbergers Otfried Preußler, der darin „Die Flucht nach Ägypten“ in die Mitte des Habsburgerreiches verlegt und dabei, so schreibt Kohler, die Weihnachtsgeschichte zu einem „leisen Lied des Heimwehs“ werden läßt. Aus jeder Seite, so fährt er fort, spricht die Liebe zu einem Landstrich und seinen Menschen, deren jahrhundertealte Verbindung es nicht mehr gibt.

„Oft höre man Landsleute und Zeitgenossen“, so schreibt er weiter, „von dem Land ihrer Jugend mit ähnlicher Wärme sprechen, wie Preußler in seinem Buch – bis sie zu der Zäsur kommen, die ihr Leben und ihre Erinnerung geteilt hat. Vertriebene stoßen in ihrem Gedächtnis auch auf das vollkommene Unglück: das jähe, gewaltsame Herausgerissenwerden aus der Heimat, die Kappung aller sozialen, wirtschaftlichen

und kulturellen Bindungen, die Entrechtung als Mensch und Staatsangehöriger. Dieses Schicksal erlebten zum Ende des Zweiten Weltkriegs zwölf bis vierzehn Millionen deutsche Flüchtlinge und Vertriebene. Rund zwei Millionen kamen auf dem Weg nach Westen um: erschlagen, erschossen, ertrunken, an Krankheit und Entkräftung gestorben. Jenen, die wenigstens mit dem Leben davorkamen, brannte sich nicht nur die Todesangst ein, und die Erfahrung der vollständigen Entwurzelung. Geblieden ist vielen von ihnen das Leiden am erfahrenen Unrecht. Die Sudetendeutschen, die Ostpreußen, die Schlesier wurden als Kollektiv vertrieben. Den Vertreibern ging es nicht um die ‚gerechte Strafe‘ für einzelne. Sie wollten die ethnische Säuberung. Auf die Landstraßen gejagt wurden Frauen, Kinder und Alte. Die Männer waren noch nicht zurück aus dem Krieg. Hitlers Schergen hatten sich meist schon vorher abgesetzt. Halt machte die Vertreibungsmechanik auch nicht vor Nazi- Gegnern; selbst Heimkehrer aus Konzentrationslagern fanden sich abermals entrechtet. Tschechen die mit den Besatzern kollaboriert hatten, wurden dagegen nicht des Landes verwiesen. Mancher von ihnen wollte sich nach Kriegsende durch besondere Grausamkeit gegenüber seinen deutschen Nachbarn ‚rehabilitieren‘.“

„Die Bilder und Berichte von den ethnischen Säuberungen auf dem Balkan trugen dazu bei, daß erstmal nach Jahrzehnten wieder ein breites, von Empathie getragenes Interesse am Schicksal der deutschen Opfer von Krieg und Vertreibung erwachte. Auch die Globalisierung ändert Bewußtsein und Bedürfnisse. Junge Deutsche können wieder etwas mit dem Wort ‚Heimat‘ anfangen.

Viele Vertriebene nehmen das neue Mitgefühl für ihr Schicksal mit Genugtuung zur Kenntnis. Den wenigsten geht es um Rückgabe des früheren Eigentums oder gar um Rückkehr. Sie waren dort, in Breslau und Iglau, haben im egerländischen Liebenstein und mährischen Brünn auf eigene Kosten Kirchen und Kapellen instand setzen lassen und stellten dabei fest, daß es die Welt, die sie verlassen mußten, nur noch in ihrer Erinnerung und in Büchern gibt. Ihnen das Recht auf diese Erinnerung zu verwehren wäre so unmenschlich, wie das wie auch immer verkleidete Verbot, Zeugnis über das erlittene Leid abzulegen. Das Böhmen der Deutschen und Tschechen, das auch Preußler nicht losließ, ist untergegangen. Die Vertriebenen spüren den Schmerz. Der Verlust dieser Kultur aber machte ganz Europa ärmer.“

E.P.

-----o-----

Schmuggelware

Die Städte Konstanz und Kreuzlingen sind nur durch die Grenze geteilt. Geschäfte sind beiderseits des Schlagbaumes oft nur einige Meter voneinander entfernt. So konnte auch ein Ordensbruder aus Konstanz nicht widerstehen, in der Schweiz, d. h. in Kreuzlingen Kaffee einzukaufen, mehr als der Zoll erlaubt. Es waren zwei Päckchen zu je 500 Gramm (500 Gramm = 1 Pfund), die er erwarb. Als er aber an die Grenze dachte, bekam er Gewissensbisse. Was soll er antworten, wenn er gefragt wird, ob er was eingekauft habe? Lügen wollte er keinesfalls, aber auf den Kaffee wollte er auch nicht verzichten.

Also steckte er ein Pfundpäckchen unter jeden Arm und ging frohgemut zur Grenze. Der Zöllner fragte prompt: „Haben sie drüben etwas eingekauft?“

„Ja“, antwortete unser guter Ordensbruder, „ein Kilo Kaffee, das aber habe ich gleich unter den Armen verteilt.“ (Der Zöllner soll sich sehr gewundert haben, schließlich gelten die Schweizer allgemein nicht gerade als arm).

Fragebogen – Christel Navrátil

1. Wo möchten Sie jetzt am liebsten sein? Kde byste byl(a) nyní nejraději?

Unter lieben fröhlichen Menschen

2. Wofür lassen Sie alles stehen und liegen? Kvůli čemu byste nachali vše stát a ležet a běželi byste?

Wenn mir Gefahr droht

3. Was bedeutet Heimat für Sie? Co pro Vás znamená domov, vlast?

Heimat? Sie hatte ich bei meinen Eltern, dann mit meinen Mann und den Kindern, jetzt komme ich mir heimatlos vor

4. Was ist Ihnen wichtig im Leben? Co je pro Vás v životě důležité ?

Gesundheit

5. Was haben Ihnen Ihre Eltern mitgegeben? Co Vám dali do života rodiče?

Ich glaube das Beste, den Gottesglauben

6. Welches Buch, hat Sie beeinflusst? Která kniha Vás ovlivnila?

Die Bibel

7. Welche Musik mögen Sie? Kterou hudbu máte rád(a)?

Gute Musik, kein Pop oder Beat

8. Welches Ereignis ist für die Welt das entscheidendste gewesen? Která událost byla pro svět nejdůležitější?

Daß Jesus Christus für unsere Sünden gekreuzigt wurde

9. Was möchten Sie verändern? Co byste chtěl(a) změnit?

Ich kann nichts verändern, das überlasse ich Gott dem Allmächtigen

10. Woran glauben Sie? Na co věříte?

An Jesus Christus und Gottvater

11. Welche Werte sollen wir unseren Kindern weitergeben? Které hodnoty máme předávat dále svým dětem?

Den Glauben an Gott, an Ehrlichkeit und Liebe

12. Welche Bedeutung hat der Tod für Sie? Co pro Vás znamená smrt?

Das Ende auf dieser Welt und den Frieden bei und mit Jesus Christus

-----0-----

Daniela Horak hat bei anderen gelesen:

Ja, gäbe es keine Senioren...

**Ja, gäbe es keine Senioren,
ging aller Wohlstand schnell verloren.
Wer füllt Busse, füllt die Bahn?
wer gibt dem Fahrer gar am Ende,
noch manche Mark als Zubrotspende?
Mallorcas Strände stünden leer,
gäbe es keine Senioren mehr.
Was sonst auch immer ist und sei:
an uns Senioren kommt keiner vorbei!**

**Die Ärzte wären ungehalten,
wir müssen sie am Leben halten!
Gäb es keine Senioren mehr,
die Wartezimmer ständen leer!
Wer kennt sich aus mit Rheuma und
Gicht,
gäbe es die Senioren nicht.
Wer sonst als wir ist richtig krank?
Wer stapelt Medizin im Schrank?
Obwohl wir die Gebühren hassen,
füllen wir die Apothekenkassen.
Wer schreitet stolz voll Heldentum,
mit neuen Hüftgelenken rum?
Die Alten sind's ganz einwandfrei,
an uns Senioren kommt keiner vorbei!
Wer, frage ich, geht heute noch zur Kur,
sind das nicht meist Senioren nur?
Wer schaut uns Alten in den Rachen,
wer läßt Gebiß und Zähne machen?
und sei es noch so ne Tortour,
wir schaffen das mit viel Bravour!
Der Zahnarzt müßte Däumchen drehen,
ließe sich bei ihm kein Rentner sehen.
Wer füllt die leeren Wartezimmer?
Ja, das sind die Senioren, wie immer.**

**Wer stürzt sich in den Einkaufsrummel
und hat noch Zeit für einen Bummel?
Manch Kaufhaus wär zur Hälfte leer
und manch Geschäft, das gäb's nicht
mehr.**

**Der Zustand wäre nicht zu fassen,
wo sollten wie die Rente lassen?
Ob Kaufhaus, Bäcker und Konditorei:
an uns Senioren kommt keiner vorbei!**

**Kein Enkelkind wär je geboren,
gäb es nicht vorher die Senioren.
Zwar sind die nur noch halb gesund
und leiden an Gedächtnisschwund.
Trotzdem lebt sich's nicht unbequem,
als Rentner lebt man angenehm.
Das ganze Leben war nicht leicht,
bis man dies Alter hat erreicht.
Man sah manch schwere Jahre ziehen
man hörte viele Melodien.
Macht euch das Dasein jetzt nicht schwer:
denn wir Senioren sind doch wer!**

**Das wir nicht zu entbehren sind
das weiß inzwischen jedes Kind.
Die Altenheime, bitte sehr,
wo kämen die Bewohner her?
Wer füllt die Räume dort, wer immer,
es gäbe dort nur leere Zimmer.
Sind wir auch alt und schon betagt,
sind wir doch überall gefragt.
Nur die uns Rentner so umwerben,
wir wollen meistens etwas erben.
Jedoch Senioren, dableibt helle,
niemals vererben auf die Schnelle.**

**Doch gäb's uns nicht, die munteren Alten,
die alles fröhlich mitgestalten,**

und dieser Text, wo käm er her,
die Seite bliebe öd und leer!
Wir können jederzeit beweisen:
wir sind noch längst kein altes Eisen!
In diesem Sinne, wie dem auch sei:
an uns Senioren kommt keiner vorbei!

-----o-----

Slowakei auf dem Weg zum Euro

Preßburg (Bratislava) – Mit der Einführung des Euros meint es die slowakische Regierung ernst. Der Eintritt in die Eurozone ab Januar 2009 wurde durch den Eintritt in den sogenannten Wartesaal der europäischen Einheitswährung, ERM II, bekräftigt. Diesen wichtigen Schritt haben der Finanzminister Ivan Miklos und der Gouverneur der Slowakischen Nationalbank Ivan Sramko der Öffentlichkeit erst nach ihrer Rückkehr aus Brüssel mitgeteilt. „Die Annahme in das ERM II ist eine Anerkennung des Reformprozesses und einer gesunden Wirtschaftspolitik in der Slowakei“, meinte der Finanzminister. Die Slowakische Krone (SK) ist seit diesem Schritt an den Eurokurs angebunden, die zentrale Parität der Krone zum Euro wurde auf 38,455 fixiert. Die Oszillation (Schwankungsbreite) ist mit plus-minus 15 Prozent begrenzt, der Kurs zum Euro soll in den nächsten zwei Jahren, bis zur Einführung des Euro, nicht unter 32,687 SK sinken und die Grenze 44,223 SK nicht überschreiten. Die Slowakei beginnt also ein halbes Jahr früher die Maastrichtkriterien zu erfüllen. Die Nationalbank gewinnt damit mehr Zeit für die technischen Vorbereitungen des Eintritts in die Eurozone, zum Beispiel für die Münzenprägung, die Emission der Banknoten und für die Einführung der doppelten Preisangabe in den Geschäften.



Die Slowakei hat so ihre Nachbarn, Polen, Ungarn und Tschechien, Länder, welche die Euro-Einführung erst ab dem Jahr 2010 planen, überholt. Die Slowakei hat sich zu Malta, Zypern und Slowenien, die schon das letzte Kriterium für die Euroeinführung angenommen haben, zugeordnet.

In der Slowakei wurde auch schon das Motiv der Rückseiten der Euromünzen ausgewählt. Die Entscheidung in einer Medienbefragung hat die Nationalbank bestätigt. Es gewann das Doppelkreuz auf drei Hügeln (aus dem Staatswappen), das auf die 2 und Ein-Euro-Münzen geprägt wird. Die Burg von Preßburg (Bratislava) soll auf den 50-, 20-, und 10-Centstücken erscheinen. Und auf den Fünf-, Zwei-, und Ein-Centstücken soll die Bergspitze der Hohen Tatra Krivás zu sehen sein.

Peter Zeman

Papst Pius XII

Von unserem Mitglied Frau Mimi Vyzina erhielten wir den nachfolgenden Artikel aus einer ziemlich alten Zeitung. Es handelt sich um einen Artikel vom 27. Mai 1964, welcher den Titel trägt: Die Stellungnahme des Papstes Pius XII.

ROM: Gian Carlo Jajeta, Pietro Ingrao und weitere kommunistische Abgeordnete haben im italienischen Parlament dem Außenminister Saragato drei Interpellationen vorgelegt. Es betraf die Stellungnahme des Außenministeriums das

seine Erbitterung über die Verleumdungskampagne gegen den Papst Pius XII. zum Ausdruck brachte. In der italienischen Presse kam es zu einer großen Polemik wegen der Stellungnahme des Papstes Pius XII. dem Nazismus gegenüber. Auch wurde über den Holocaust gegen die Juden unter der Okkupation des Hitlerregimes geredet.

Der Vatikan bestätigt, daß Pius XII. gegen die Verfolgung der Juden war, obwohl er nicht eingreifen konnte. Und zwar deswegen weil er Rücksicht auf die Stellung der katholischen Kirche in Deutschland nehmen mußte.

Viele Historiker bezeugen im Gegenteil auf Dokumenten das der damalige Kopf der katholischen Kirche nicht alles tat was er hätte tun können um Aktionen der Katholiken in der ganzen Welt gegen den Rassismus zu mobilisieren, sondern daß er im Gegenteil de facto noch mit den Nazis solidarisch war.

Soweit die Aussage dieses Artikels. Frau Vyzina ist überzeugt, daß das unsere Leser interessieren würde.

Anmerkung dazu: freilich hat Pius XII. der Deutschen gern gehabt, er sagte oft in seinen Reden „meine Deutschen“, denn er hat sie gut kennengelernt bei seinem langen Aufenthalt in Deutschland. Es ist aber heute schon längst bewiesen daß er vielen Juden geholfen und dadurch ihr Leben auch gerettet hat. Man kann heutzutage sicher diese Historiker, auf die sich der kommunistische Artikel beruft wohl nur als Pseudohistoriker betrachten, die diesen großen Mann der Pius XII. war, nur schaden wollten!

Daniela Horak

-----o-----

Von der Herzensbildung

Der Mensch ist reich an vielen Geistesgaben, das schließlich unterscheidet ihn vom Tier, sie jedoch sinnvoll eingesetzt zu haben, das ist sehr oft nicht jedes Menschen Zier.

Da wird gelernt, studiert und anerzogen, der Intellekt gehegt und auch gepflegt, der Mensch wird nur gewichtet und gewogen, nach seinem Amt, dem Titel, den er trägt.

Selbst der Besuch von Opern und Konzerten, von allem, was in Kunst ist hochmodern,

O posloji papeže Pia XII.

Rim: Gian Carlo Jajeta, Pietro Ingrao a další komunističtí poslanci předložili v pondělí v Italském parlamentě tři interpelace ministrům zahraničních věcí Saragatovi. Týkají se opětového prohlášení ministerstva zahraničí z pátku minulého týdne, které vyslovovalo „rozhořčení Italské vlády nad pomlouvačnou kampaní proti památce papeže Pia XII. Touto kampaní se míjí široká polemika v Italském tisku o posloji papeže Pia XII. k nacismu, rasismu a vyhlazování Židů pod hitlerovskou okupací. Vatikán sám tvrdí, že Pius XII. byl proti vyhlazování Židů, i když nemohl zasáhnout z ohledu na postavení katolické církve v Německu. Četní historikové naproti tomu dokazují na dokumentech, že tehdejší hlava katolické církve nejen nepoužila své plné váhy k mobilizaci katolíků v celém světě proti nacismu, ale de facto s nacismem solidarizovala.

das macht vielleicht sie zu Kunstexperten, doch von der wahren Bildung sind sie fern.

Die Herzensbildung ist es die ich meine, sie lernt man nicht, sie ist im Herzen drin, sie ist die wahre Bildung und sonst keine, und ist für jeden Menschen ein Gewinn.

Der sie besitzt ist reich und glücklich, hat Freunde, ja, er wird sogar geliebt, und wahr wird jene Weisheit augenblicklich, nur der kann nehmen, der vorher auch gibt.

Sie ist dann keinen Stand, an nichts gebunden, und auch das Alter dabei völlig gleich, und hat dein Herz ein and'res Herz gefunden, dann merkst du schnell, du bist unsagbar reich.

Natürlich ist erlernte Bildung wichtig, doch fehlt das Herz, ist selbst der klügste arm, du siehst, mit Herzensbildung liegst du richtig, denn sie macht kalte Herzen wieder warm.

Erwin Wengel

-----0-----

Gerds Seite

Sunniten und Schiiten

Den Unterschied herauszufinden ist nicht so einfach. Der Vergleich mit Katholiken und Protestanten hinkt, denn zwischen Sunniten und Schiiten gibt es eigentlich keine religiös bedingten Differenzen. Wo also liegt der Unterschied, der zur Zeit immerhin ausreicht, den Irak an den Rand des Bürgerkrieges zu führen?

Es sind im Prinzip machtpolitische Differenzen, die sich in der Nachfolge von Mohammed dem Propheten, Ehre sei seinem Namen, entwickelten. Es gab da nämlich zwei Parteien:

Mohammed, hat seine Nachfolge zwar geregelt, aber vielleicht doch nicht so eindeutig, wie es erforderlich gewesen wäre. Er bestimmte etwas verschwommen, seinen Schwiegersohn Ali zu seinem Nachfolger, „wer mir folgt, möge auch Ali folgen“. Der Machtkampf um die Nachfolge führte in die Schia, in die Spaltung.

Vielleicht ist es für uns Nicht-Moslems verständlicher, wenn wir uns an die Hierarchien halten.

Mohammed setzte auf die Familie, die sich in der Folge als „Imame“ in der Führung der Lehre etablierten. Ali wurde noch allgemein anerkannt, aber dann entbrannte ein Machtkampf, denn es gab auch noch das Konkurrenzunternehmen der Umayyaden, die anstatt der Imame die Kalifen an die Spitze der Bewegung setzten. Es kam zum Krieg. Die Oppositionspartei hatte die besseren Waffen und so wurde Ali's Nachfolger Hussein und seine Anhänger in der Stadt Kerbela geschlagen, sein Kopf als Fußball der Sieger dem Spott preisgegeben.

Fortan gab es zwei Führungslinien, die der Imame der Schiiten und die der Kalifen, der Sunniten. Bleiben wir noch ein Weilchen bei den Kalifen. Das Kalifat wanderte auch nach Europa, nach Cordoba, wo es als das „Kalifat von Cordoba“ in die Geschichte einging. Al Andalus bleibt für alle Zeiten das Synonym für Fortschritt und Toleranz. Welch eine Chance, das christliche Abendland mit dem Morgenland zu verbinden!

Isabella erkannte es nicht und so versank das Abendland in die Düsternis der Inquisition.

Und die Imame? Vielleicht sollten wir hier auf die Größenverhältnisse eingehen: Von den weltweit etwa 1,2 Mio Muslime sind nur ca. 10 % Shiiten. Die religiösen Führer bestanden auf der Tradition des Propheten, Ehre sei seinem Namen, jedoch übten die Kalifen die Macht aus.

Die Reihe der Imame, der religiösen Führer der Shiiten endete mit dem 12. Imam. Dieser, Muhammed al Mahdi, trat sein Amt als Siebenjähriger an, hielt sich verborgen und kommunizierte mit seinen Anhängern nur über Mittelsmänner. Er „entschwand“ schließlich im Jahre 878 und wird erst wieder am Tage der Apokalypse wiederkommen, so der Glaube der Shiiten. Es gab und gibt keinen Nachfolger, auch wenn es immer wieder Versuche gab, einen solchen zu etablieren. Im Iran nach der islamischen Revolution von 1979 wurde Ayatollah Khomeini hoch verehrt und manche versuchten, ihn zum wiedererstandenen 12. Imam zu erheben. Das aber konnte er nicht sein, denn er starb, ohne daß die Endzeit, das Weltenende eintrat. Es gab auch vorher schon andere Mahdis, so zum Beispiel im Sudan im 19. Jahrhundert, der sogenannte Mahdi-Aufstand gegen die britische Fremdherrschaft. (Dank Karl May waren wir darüber schon im Knabenalter bestens informiert durch „Im Lande des Mahdi“!)

Die Glaubensrichtung der Shiiten entwickelte sich zu einer „Leidensreligion“, der Tag des Todes von Hussein wird bis heute begangen. Man kann in Dörfern und Städten erleben, wie kleine Prozessionen mit sich geißelnden Männern durch die Straßen ziehen. Ich habe es auch selbst erlebt: Ein Handwagen mit einer Lautsprecheranlage über die fortlaufend Totenklagen verkündet wurden, davor gingen junge Männer, die sich mit Schwertern selbst auf den Kopf schlugen und sich dabei blutende Wunden beibrachten. Auf dem Handwagen wurden Bilder von Hussein und auch von Ali mitgeführt. Das ist übrigens der sichtbare Unterschied zwischen Sunniten und Shiiten: Die Shiiten erlauben Bilder des Propheten und auch von Ali und Hussein, während die Sunniten jegliche bildliche Abbildung ablehnen. Allerdings kann ich mich nicht erinnern, jemals ein Abbild von Mohammed gesehen zu haben.



Das kleine Bildchen zeigt einen sogenannten Gebetsstein, der aus dem Lehm aus der heiligen Erde von Kerbela hergestellt wurde. Heilig deshalb, weil diese Erde mit dem Blut von Hussein getränkt wurde. Dieser Stein (ca 6x4 cm) wird auf den Gebetsteppich gelegt und beim Gebet mit der Stirn des Gläubigen berührt. (Manche legen auch die Stirn mit dem vollen Gewicht des Kopfes darauf, das ist der Grund, warum viele Shiiten ein kleines Stirnmal haben!)

Die kürzlich zerstörte Moschee in Samarra ist die Ruhestätte von zwei der zwölf Imame, den Shiiten also ein wirklich heiliger Ort. Abgesehen davon daß es ein Akt der Barbarei ist, ein über tausend Jahre altes Kulturdenkmal zu zerstören, verletzt es auch die

religiösen Gefühle der gläubigen Schiiten zutiefst. Um es für Christen verständlicher zu machen: Es ist, als würde zum Beispiel die Kathedrale von Santiago de Compostela zerstört werden!

Viele Gläubige berufen sich heute noch auf ihre Verwandtschaft zu Mohammed, zu erkennen ist das an der Farbe des Turbans der Geistlichen: Einen weißen Turban tragen jene, die sich als Nachkommen des Propheten betrachten dürfen. Den Titel „Seyed“, das ist soviel wie ein Adelsprädikat, dürfen auch nur die männlichen Nachkommen Mohammeds führen. Vielleicht erinnert sich jemand: Ayatollah Rudollah Khomeini hatte einen schwarzen Turban, der frühere Präsident der Islamischen Republik Iran, Hodjatoleslam Ali Akbar Rafsandjani, ein Seyed, einen weißen! g.h.

-----o-----

Hier starb der erste Mensch

ein lustiger Beitrag zur Heimatforschung

Daß Adam im Paradiese lebte und der erste Mensch auf Erden war, weiß jedermann. Das ist keine Neuigkeit, das steht schon in der biblischen Geschichte und das haben wir als Kinder schon in der Schule gelernt.

Wo aber Adam, der erste Mensch, auf dieser schönen Erde gestorben ist, das hat wohl bisher keiner der Leser erfahren außer mir, als ich noch ein kleines Büberl war.

Ich hab es heraus gekriegt. Und das kam so.

Als ABC- Schütze hatte ich die Tafelklasse glücklich hinter mich gebracht und konnte nicht nur buchstabieren, sondern sogar auch lesen. Vom Herrn Pfarrer hatten wir in der Schule vom Paradies, von Adam und Eva gehört und seither ließ mich dieses Ereignis nicht mehr los.

Und als ich darum in der biblische Geschichte das schöne Bild vom Paradies gesehen hatte, wo neben dem Löwen ein Hirsch friedlich graste und die Menschen im sonnigen Paradies lustwandelten und gar nicht zu arbeiten brauchten und wenn sie hungrig waren, ihr Essen von den Früchten der Bäumen pflückten, wünschte ich nichts sehnlicher, als daß auch unsere Heimat solch ein Stück Paradies mit Adam und Eva wäre.

Einmal führte mich - es war daheim in unserem schönen, sonnigen Südmährerland - mein Weg durch die Gassen meines Heimatortes Unter-Tannowitz. An einer langen, weißgetünchten Friedmauer eines Bauernhauses entdeckte ich ein wunderbares, frisch gemaltes Bild. Es zeigte Gottvater in den Wolken, der mit dem Erlöser zu Rechten und dem Heiligen Geist über beiden als Taube schwebend im strahlenden Glanze der Sonne über der Erde thronte.

Wie gebannt bliebe ich vor dem Bilde stehen und betrachtete bewundernd und aufmerksam das schöne Bild in der Nische der Mauer. Und dann las ich die Schrift darunter mit freudigen Erstaunen: " Hier starb der erste Mensch ".

Wie eine Erleuchtung ging es durch mein Bubengehirn, da steht es ja! Hier also, an dieser Stelle bei uns, in unserem Heimatort, starb der erste Mensch, und das war doch Adam!

Blitzschnell lief ich heim und meldete vor freudiger Erregung zur größten Überraschung meiner Mutter, der Adam sei hier bei uns gestorben. Ich habe es an dem Bilde dort an der Mauer gelesen, dort steht es.

Mein gutes Mütterlein schaute mich verduzt an, ein Lächeln ging dann über ihr Gesicht und schließlich fragte sie mich: „Wieso denn? “. Und ich erzählte ihr freudig klopfenden Herzens meine Entdeckung: „Weißt Mutter, oben beim Leisnerhaus an der langen Wand ist ein schönes Bild und dort steht geschrieben: ‚hier starb der erste Mensch‘. Und das ist doch der Adam. “

Ein überlegenes Lächeln huschte abermals über das Gesicht meiner Mutter und aufklärend sagte sie zu mir: „Weißt Pepperl, das ist so. Hier, in diesem Hause starb der erste Mensch, das ist richtig. Aber das war dieses Mal nicht der Adam, sondern der erste Mensch der an der großen Cholera im Jahre 1850 - ich war damals noch ein kleines Menscherl (Mädchen) - in diesem Hause dort gestorben ist“.

Ich fiel ob dieser Erklärung aus allen Himmeln. Meine Freude über meine vermeintliche Entdeckung, daß der Adam bei uns hier im Dorfe gestorben wäre, war dahin. Aber trotzdem dachte ich noch lange daran, wie schön es doch gewesen wäre, wenn der Adam hier bei uns gestorben und das Paradies in unserer Heimat gewesen wäre

Josef Freising

(Aus BHB Januar 1952)

Aus dem Vereinsleben:

Unsere Faschingsfeier

Wir hatten uns entschlossen, am 7. Februar eine kleine Faschingsfeier zu veranstalten.



Zu diesem Zweck trafen sich Michaela, Martha, Daniela und Georg schon um 12:00 Uhr in dem Raum des DSKV in Brunn in der Annagasse, um alles schön vorzubereiten. Weil aber unser Raum ziemlich klein ist, können wir zu den festlichen Anlässen auch den großen Vorraum benutzen. Wir gaben uns große Mühe und brachten alle Tische und Stühle in diesen Vorraum, bedeckten es mit unseren schönen grünen Tischtüchern und

über die Tische spannten wir noch Schnüre, auf die wir Papierkonfetti hängten. Zusätzlich hängten wir an die Wand noch zwei Hexenmasken.

Die Tische wurden anschließend reich beladen und zwar mit vielen verschiedenen Köstlichkeiten, gut schmeckenden Krapfen, Tee, Kaffee, Glühwein, Limonade, also eine richtige Gaumenfreude.



Michaela brachte viele Masken mit und so konnten sich alle, die nach und nach kamen das passende aussuchen und sich gleich verkleiden, so wie es sich für eine Faschingsfeier gehört.

Es entstanden lustige und wunderschöne

Gestalten wie zum Beispiel Michaela als eine Araberin aus tausend und einer Nacht, Felizitas als Zigeunerin, Martha als Seenixe, Annie als lustiger Lausbub, Ilonka als Indianerin, Jaruschka als eine temperamentvolle Spanierin, Milosch als Tiroler Gebirgsjäger, Lada als Hexe. Maria und Georg brachten sogar ihre eigenen originalen Kostüme aus dem Urlaub mit und so konnte man Herrn Nestraschill als Araber und seine Maria als ägyptische Schönheit bewundern.



Wir haben uns sehr darüber gefreut, daß der Verband von Frau Gerda Skalnik unsere Einladung annahm und mit ihren Leuten kam. Natürlich brachte Ruth auch ihr Klavier mit, was wir schon fast als eine Selbstverständlichkeit auffassen und ihr dafür auch sehr

dankbar sind, denn was wäre eine Feier ohne Musik? So konnten wir in froher Runde sitzen, schöne alte Lieder singen und in der Zwischenzeit über alles mögliche plaudern.

Der Höhepunkt aber war unsere Tombola. Es gab viele Lose, die Daniela aus einer großen tiefen Schlüssel hervorzauberte und Michaela übergab dann die Preise. Es wurde allerhand gewonnen: Bonbons, duftende Seife, Parfüm, kleine Schmucksachen, Büchlein, sogar eine



Statue mit Mutter und Kind aus weißem Porzellan und ein winziges Radio. Jeder hat etwas gewonnen jeder konnte sich ein bißchen freuen und auch Freude mit nach Hause nehmen.

Am Ende aber muß doch noch etwas gesagt werden: ohne Michaela wäre es unmöglich unsere verschiedenen Feiern durchzuführen. Denn Michaela gestaltet das meiste, und

sie hat auch zuhause einen wahren Fundus von Requisiten, der einem mittleren Theater alle Ehre machen würde. Sie hat alles was man so braucht: Kostüme, Masken, Trachten, Tischschmuck, kurz alles was zur Gestaltung eine Feier notwendig ist, und dazu auch noch das Talent, Feiern zu organisieren. Unser aller Dank geht an Michaela, der Seele unserer Feiern.



Vergessen wollen wir aber auch nicht, uns bei Eva und Martha zu bedanken, die sich in der Küche um alles so gut kümmerten und danach auch noch einen wahren Berg an Geschirr abwaschen mußten.

Es war eine sehr gelungene Feier und wir freuen uns schon heute auf die nächsten Gelegenheiten, die im Laufe des Jahres sicher kommen werden.

Daniela Horak

--0--

Der Leiter des Prager SL-Büros beim DSKV in Brünn



Anlässlich eines Besuches von Peter Barton, dem Leiter des SL-Büros in Prag trafen sich Vorstandsmitglieder des DSKV vor gut einem Jahr mit ihm, mangels anderer Gelegenheit, in einem Brünner Cafe.

Mit einigem Stolz konnte in diesem Jahr Herr Barton im eigenen Raum in der Annagasse begrüßt werden.

Herr Barton erinnerte in seinem Referat an das Schicksal der Sudetendeutschen. Der größte Teil sei vertrieben worden, ein kleiner Teil habe, aus verschiedenen Gründen in der Tschechoslowakei bleiben dürfen. Diese seien zunächst beneidet

worden, das habe sich aber bald geändert. Die Zahl der heimatverbliebenen Sudetendeutschen sinke ununterbrochen, wie die Volkszählungen zeigten. Angesichts dieser bedauerlichen, aber kaum aufzuhaltenden Entwicklung sei es notwendig, daß die „Restdeutschen“ in der heutigen Tschechischen Republik zueinander fänden.

Im Anschluß an dieses Referat entspann sich eine lebhafte Diskussion, wobei es hauptsächlich um die nachlassenden finanziellen Zuwendungen der deutschen Bundesregierung an die deutschen Minderheiten ging. Natürlich bedauerte auch Herr Barton diese Entwicklung, aber eine Lösung konnte er nicht anbieten. Er betonte aber auch, daß das Kontaktbüro der SL das sei, was der Name ausdrücke: Kontakte für ein gutes Miteinander herzustellen.

DSKV-Vorsitzender Georg Nestrashill bedankte sich bei Herrn Barton für den Besuch, in dem er eine Würdigung der Arbeit des DSKV sah. Er brachte die Hoffnung zum Ausdruck, daß sich dieser Besuch wiederholen möge. Herr Barton meinte, jetzt sei zunächst der DSKV an der Reihe, das SL-Kontaktbüro in Prag zu besuchen.



--0--

Der DSKV ist jetzt Vollmitglied der Landesversammlung

Lange Jahre hat es gedauert, von der ersten Antragsstellung bis zur endgültigen Aufnahme als Vollmitglied. In dieser Zeit trug der DSKV einiges zum Gelingen der jährlichen Großveranstaltung der LV bei und nahm auch an Veranstaltungen anderer Verbände teil, soweit er



dazu eingeladen wurde. Trotz dieser gezeigten

Aktivitäten wurden die satzungsgemäßen 3 Jahre im Wartestatus deutlich überschritten.

Bei der diesjährigen Frühjahrstagung der Landesversammlung war es aber dann doch so weit, daß der DSKV Brunn mit überwältigender



Mehrheit der Anwesenden als Vollmitglied aufgenommen wurde. Es gab nur 2 Gegenstimmen und eine Enthaltung.

Der DSKV wird also künftig mit einer Delegierten an den Vorstandesentscheidungen der Landesversammlung teilnehmen.

Zur Delegierten wurde Frau JuDr. Felizitas Stranska innerhalb des DSKV nach den Satzungsbestimmungen der LV gewählt.

Die Redaktion des GB wünscht unserer Frau Felizitas viel Erfolg bei dieser neuen Aufgabe.

Zu den Bildern: oben: Die DSKV-„Delegation“, unten: die Präsidentin der LV, Frau Irene Kunc gratuliert dem DSKV-Vorsitzenden Georg Nestraschill und heißt den DSKV als Vollmitglied der LV willkommen

--0--

Trachten für Mähr.-Trübau

Die Trachtenkleidersammlung von Frau Neumeyer in Landsberg/Lech brachte ein überaus reichliches Ergebnis. Einen Teil davon brachten Mitglieder des DSKV-Brünn nach Mähr-Trübau und übergaben die Landsberger Spende dem dortigen BGZ.



Das Bild zeigt, das ist unschwer zu erkennen, die „Begutachtung“ der Trachten für ihre Verwendung.

--0—

Bitte den Termin vormerken:

Auch in diesem Jahr wird die BRUNA, der Heimatverband der Brüner in Deutschland seine traditionelle Reise nach Brünn machen. Das Reiseprogramm umfaßt verschiedene Besichtigungen in Südmähren, wie Znaim, Nikolsburg und Jarmeritz. Natürlich ist auch die Stadt Brünn selbst im Besuchsprogramm vorgesehen. Reisetermin ist die Zeit vom 27.5. bis 3.6.2006. Am 1.6. ist eine Veranstaltung vorgesehen, die aus Anlaß des 60. Todestages von Leo Slezak die Brüner Musikszene zum Inhalt haben wird. Eine genaue Terminplanung liegt zum Redaktionsschluß des GB noch nicht vor, wird aber bei den Zusammenkünften der Brüner Verbände der Deutschen rechtzeitig bekannt gegeben.

Auf Grund der diesjährigen BRUNA-Reise nach Brünn und der Großveranstaltung der Sprachinselmündungen in Erbach/Württ. und der sich dadurch ergebenden Terminüberschneidungen werden wir, der DSKV, die BRUNA und die Sprachinselmündungen, beim diesjährigen Sudetendeutschen Tag keinen eigenen Stand gestalten.

Ostern beim DSKV

Am 11.4. traf sich wieder eine recht zahlreiche Runde zu einem österlich geprägten Treffen. Um der Enge des Raumes zu begegnen, wurden vorsorglich Tische im Vorraum



aufgestellt, mit Stühlen versorgt und ebenso geschmückt wie der Hauptraum. Der Tischschmuck bestand aus den schon bekannten grünen Decken, dekoriert mit Ostereiern. Den Hasen, die die Eier in Körbchen ablieferten, gefiel es so gut, daß sie auch gleich dabliefen und sich neben die Körbchen mit den Eiern setzten. Die Ruhe sei ihnen gegönnt, schließlich stehen ihnen ja bekanntlich die anstrengendsten Tage noch

bevor. Für das leibliche Wohl sorgte in gewohnter Weise Michaela mit ihren Gehilfinnen.

Felizitas schmierte Brote und Monika rührte eifrig im Topf, in dem ein später vorzüglich mundender Wein – Chateau bereitet wurde. Dieses warme Weingetränk war sozusagen die Ouvertüre. Gedichtvorträge von Frau Magda und von Monika, die sich bei uns allen als „Rotkäppchen“ ein Denkmal gesetzt hat, folgten im Wechsel mit gemeinsam gesungenen Liedern. Gerd las noch die Geschichte vom Käfer Ottokar von Ilse



Tiensch vor, die für Erheiterung und Nachdenklichkeit sorgte. Zum Abschluß gab es dann noch für jede(n) eines der



bunten Ostereier für zu Hause.

Die Hasen übrigens hatten sich schon



vorher klammheimlich wieder auf den Weg gemacht, um ihren österlichen Verpflichtungen nachzukommen.

Wir alle aber wünschen uns noch viele so harmonische Nachmittage unter Freunden.

-----0-----

Unsere Buchbesprechung

In unserem Gassenboten Nr. 4/ 2004 haben wir uns über die Bierreklame mit Kindersoldaten empört. Das Buch von

Senait G. Mehari „Feuerherz“

gibt einen anschaulichen Einblick in das traurige Leben der Kindersoldaten in Afrika, aber ebenfalls in das Leben danach, auch wenn ein solches vielleicht eher die Ausnahme ist.

Von der Mutter in Eritrea in einem Koffer ausgesetzt, wird sie zunächst in ein staatliches, später in ein christliches Waisenhaus gebracht. Von der Tante, die vorgab die Mutter zu sein dort herausgeholt, erlebt sie ein glückliches Jahr im Hause der Großeltern. Zur ihrer Taufe fahren sie sogar gemeinsam nach Jerusalem. Diese glückliche Zeit wird jäh beendet, weil sich plötzlich der Vater ihrer erinnerte und sie zu sich holt. Bei diesem führt sie ein Sklavendasein, wird sinnlos und unmäßig geprügelt und schließlich, zusammen mit zwei Halbschwestern vom Vater an die ELF, die Eritreische Befreiungsfront als Kindersoldatinnen verkauft. Zum kämpfen noch zu klein, ist sie auch hier zunächst eine Arbeitssklavin, wird vergewaltigt und geschlagen, schließlich aber zur Soldatin „befördert“, als sie groß genug war, eine Kalaschnikov zu tragen.

Von einem Onkel, wird sie gemeinsam mit ihren beiden Schwestern befreit, und nach dem Sudan verbracht. Der weitere Weg führt sie schließlich zu ihrem inzwischen in Hamburg lebenden Vater. Dort, nach anfänglicher Harmonie, beginnt wieder der Kreislauf aus Zuneigung und maß- und grundlosem Prügeln.

Sie flieht von diesem „Zuhause“ und stellt sich auf eigene Beine, macht ein gutes Abitur, obwohl sie zeitweise „unter den Brücken“ lebt.

Es ist beeindruckend, mit welcher Zähigkeit und mit welcher Kraft sie sich eine Existenz aufbaut, verschafft ihrer Mutter noch ein paar Jahre sorgloses Leben, jedoch die Alpträume wird sie nicht los, vielleicht nie.

Ein lesenswertes Buch, einfach geschrieben, aber von einer Frau, die es geschafft hat, sich aus ihrem Kindersoldatendasein eine Karriere als Musikerin aufzubauen. Bei der (deutschen) nationalen Ausscheidung zum Eurovisions-Grand Prix belegte sie den vierten Platz, mit einem Lied mit deutschem Text „Herz aus Eis“. Heute lebt sie in Berlin.

Vielen ist ein solcher Absprung aus ihrer Vergangenheit nicht gelungen!

(Das Umschlagbild des Buches zeigt Senait)

Senait G. Mehari: „Feuerherz“, Knauer Taschenbuch ISBN-10: 3-426-77835-1 ; 8,95 €

Das Buch zirkuliert im DSKV.



Ostersorgen

Der Beitrag „Osterbräuche“ erinnert mich an eine der großen Sorgen meiner Kindheit: Beim Ratschen wurde bekanntlich der Spruch „Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruß, den jeder katholisch' Christ beten muß!“ im Chor gesungen oder gerufen, wie man es nimmt. Ich konnte das nicht verstehen, wieso verlangten wir den englischen Gruß, wo doch England unser Feind war! Offensichtlich, so dachte ich, hat das außer mir noch gar keiner bemerkt. In meinem Kopf ging es drunter und drüber, nämlich die Frage, ob ich dieses Wissen für mich behalten dürfe. Was aber würde geschehen, wenn ich es ausplauderte? Würde dann gar das Ratschen eingestellt werden? Dann aber würde ich ja nie eine Schubkarrenratsche erhalten, würde nie wie mein Vetter Edmund zwischen den Reihen entlangfahren und für Ordnung sorgen dürfen, würde ich nie am letzten Haus, wo es immer nur einen Pfennig gab, diesen über das Hausdach in den Hof werfen dürfen.

So entschloß ich mich schweren Herzens, diese Erkenntnis für mich zu behalten, schließlich wurde der Spruch ja nur an 3 Tagen im Jahr aufgesagt. Aber wo immer ich das bekannte Plakat mit der Aufschrift „Pst, Feind hört mit!“ sah, schaute ich schnell weg, denn es gab mir jedesmal einen kleinen Stich, ob ich nicht doch mit meinem geheim gehaltenen Wissen den Feind und seine allgegenwärtigen Spione unterstützen würde.

g.h.

Vermischtes:

Gregor Mendel in der Antarktis

Nicht er selbst, sondern die tschechische Antarktisstation, die nach ihm benannt wurde. Es ist dies die erste tschechische Station in der Südpolregion, die auf der James-Ross-



Insel eingerichtet wurde. Die Errichtung der Station geht auf eine Initiative der Brüner Masaryk-Universität aus dem Jahre 1998 zurück. Die MU hat auch die Projektführung übernommen.

Antarktisforschung wird von der Klimatologischen und Geografischen Abteilung der MU unter der Leitung von Professor Pavel Proška schon seit über 10 Jahren betrieben, jedoch war man immer

auf die Stationen anderer Länder angewiesen, was für die eingesetzten Forscher kein befriedigender Zustand war, weil er eine wirklich unabhängige Forschung kaum zuließ. Das soll nun mit der eigenen Station anders werden. Geforscht wird dort auf den Gebieten Klimatologie, Biologie, Geologie, Hydrologie und Chemie.

Wir können der Station nur viel Erfolg wünschen und daß der Namenspatron seinen Teil dazu beiträgt.

Hundert Jahre Skoda-Autos

Es fing gleich mit einem Knüller an, als die Herren Laurin und Klement vor hundert Jahren begannen ein Automobil zu bauen: Ein von einem 2-Zylinder V-Motor angetriebenes Auto.

Die Geschichte der Firma in Mlada Boleslav/Jungbunzlau gestaltete sich wechselhaft wie die des ganzen Landes.

Heute, nach einhundert Jahren steht die Firma so gut da wie nie zuvor. 2005 war das beste Jahr in der Firmengeschichte, 492 000 Autos wurden produziert. Der Einstieg von Volkswagen gestaltete sich anfangs ziemlich schwierig, das führte nicht nur bei den Mitarbeitern sondern bei vielen Tschechen im ganzen Land zu Verdruß. Im Werk gab es einige Reibereien, denn „es waren auf der einen Seite oft zu stolze Tschechen und auf der anderen Seite zu kluge deutsche Kollegen“. Das hat sich gegeben. Volkswagen investierte Milliarden, änderte Abläufe und setzte auf Synergieeffekte. Letztere führten dazu, daß im Skoda Oktavia und im VW Golf zu 65% gleiche Teile verwendet werden.

Letztlich ist nichts so erfolgreich wie der Erfolg. In den 15 Jahren, in denen Skoda zum VW-Konzern gehört, wurden 5 Millionen Fahrzeuge produziert, soviel wie in den 85 Jahren zuvor!

Kürzlich lehnte ein böhmischer Regionalpolitiker einen Skoda Superb als Dienstwagen mit der Begründung ab, das sei kein tschechisches Erzeugnis. Bei Skoda empfindet man eine solche Haltung schlicht dumm. „Von Tradition allein kann man nicht leben!“ Und leben läßt es sich unter der VW-Herrschaft offensichtlich ganz gut!

-----o-----

Die Armee des Papstes

Nein, Josef Ratzinger bekam keine Leopard-Panzer ins Reisegepäck gepackt, als er sich in München aufmachte um Rom zu erobern. Die päpstliche „Armee“, besser bekannt als „Schweizergarde“, bestand bereits ein paar Jahrhunderte als er Papst Benedikt XVI. wurde.

Die Garde besteht aus 110 unverheirateten, katholischen Schweizern und ist eine Freiwilligentruppe. Nachwuchssorgen hat sie keine, obwohl der Dienst nicht besonders lukrativ ist.

Wie aber hat es angefangen? Papst Julius II. hat im Jahre 1506, also vor genau 500



Jahren, Schweizer Legionäre angeworben, um sich in gewalttätigen Zeiten zu schützen. Notwendig war es, denn der Nachfolger von Karl IV (siehe Seite 35), Karl V., ließ im Jahre 1527 Rom durch seine Landsknechte stürmen und plündern. Dabei blieb natürlich der Vatikan, er war schließlich das Hauptziel, nicht verschont, obwohl er von den Gardisten bis zum „letzten Blutstropfen“

verteidigt wurde. Klemens VII. erlebte, wie seine Gardisten vor dem Hauptaltar des

Petersdome niedergemetzelt wurden. Ihm gelang die Flucht, aber 147 Gardisten starben. Zu festlichen Anlässen trägt die Garde auch heute noch die berühmte blau-rot-gelbe Gala-Uniform aus der Zeit der Medici-Päpste. Diese besteht aus 154 zusammengenähten Teilen.

Obwohl die Uniform ein Relikt aus der Renaissance Zeit ist, ist die Truppe auf der Höhe der Zeit. Ausbildung und auch der technische Standard kann sich mit jedem Sicherheitsdienst der Welt messen. Das ist auch notwendig, denn der Papst ist nicht leicht zu bewachen, soll er doch in der Menge baden und mit seiner weißen Kleidung ist er als Ziel leicht auszumachen. Auch die unermesslichen Schätze der vatikanischen Museen bedürfen des Schutzes. Das erfordert eine ständige Fortbildung der Truppe, technisch und auch im Führungsstil. Nur das Alter und die Tradition schaffen keine Sicherheit!

-----0-----

Zum 90. Todestag von Ernst Mach.

Einer der ganz großen!

Wenn ich von Mödritz kommend durch den Ort Turas fahre, bleibe ich immer bei der Gedenktafel am Hause unseres Landsmannes Ernst Mach stehen.....

... am Geburtshaus von Professor Ernst Mach,
Mathematiker, Physiker, Philosoph,
geboren am 18. Februar 1838 in Turas bei Brünn,
gestorben am 19. Februar 1916 in Vaterstetten bei
München.



Im Archiv des Museums der Sprachinseldgemeinden im Schloß Erbach (Württ.) befindet sich ein Gedenkvortrag der „Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaft und Künste“ vom 4. November 1988, welcher uns hilft, ein wenig von den Ideen und der Arbeit von Ernst Mach zu verstehen!



„Er studierte in Wien, kam über Graz 1867 nach Prag und wirkte dort an der Universität bis 1895 als Rektor, energisch für die Rechte der Deutschen eintretend. Als Physiker beschäftigten ihn vor allem optische und akustische Probleme. Er erforschte die Bewegung von Körpern bei Überschallgeschwindigkeit. In diesem Bereich sind „Machzahl und Machscher Kegel“ nach ihm benannte Begriffe. Er führte die ersten Untersuchungen mit intermittierendem Licht von Schallschwingungen, sowie die ersten Geschwindigkeitsmessungen von Druckwellen durch. Es gelang ihm ebenfalls als erstem, mit Übeschallgeschwindigkeit sich bewegende Objekte zu fotografieren und die unterschiedlichen Druckzonen in der das Objekt umgebenden Luft sichtbar zu machen. Eines der frühesten Bilder dieser Art

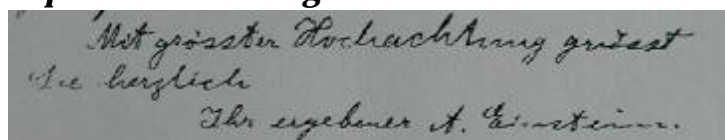
wurde im Winter 1888 von Ernst Mach in seinem Prager Laboratorium aufgenommen, das dazugehörige Negativ hat weniger als fünf Millimeter Durchmesser. Man erkennt auf dieser Aufnahme deutlich die Kopfwelle und die Schwanzwelle eines mit Überschallgeschwindigkeit nach links fliegenden Projektils, wie man dies auch bei einem Schiff beobachten kann, das sich mit einer größeren Geschwindigkeit als die Ausbreitungsgeschwindigkeit der Wellen auf der Wasseroberfläche bewegt.

Den Winkel zwischen Kopfwelle und Flugrichtung bezeichnet man heute den „Machschen Winkel“, die durch stehende Wellen in der Verdichtungszone erzeugten Streifen als „Machsche Linien“. Im Unterschied zur Bewegung eines Schiffes auf der Wasseroberfläche handelt es sich hier allerdings um einen Vorgang im dreidimensionalen Raum von dem man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man dieses zweidimensionale Bild in Gedanken um die Flugrichtung des Projektils rotieren läßt. Man erkennt dann, daß die Kopfwelle eigentlich den Mantel eines Kegel bildet, mit der Projektilspitze als Kegelspitze. Dieser Kegel wird der „Machsche Kegel“ genannt.

Diese entsprechenden Erscheinungen treten z. B. auch bei den modernen Überschallflugzeugen und bei Raumgleitern auf. Eine wichtige Größe bei der Beschreibung solcher Vorgänge ist das Verhältnis der Objektgeschwindigkeit zur Schallgeschwindigkeit, dieses wird „Machzahl“ genannt. Mit dieser Machzahl wird heute Geschwindigkeit von Objekten angegeben, die sich mit Überschallgeschwindigkeit bewegen, wobei 1,8 Mach oder $M = 1,8$ eben die 1,8 fache Schallgeschwindigkeit bedeutet.

Von der Naturwissenschaft gelangte Mach zur Philosophie und zählt zu den Hauptvertretern des deutschen Positivismus. Seine „Analyse der Empfindungen“ ist ein Standardwerke der Philosophie. Als Philosoph bemühte er sich um funktionale Betrachtungen und bereitete den Boden für Albert Einsteins Relativitätstheorie entscheidend vor!“

Auf mein Ersuchen hin hat das Deutsche Museum in München freundlicherweise die Kopie eines Briefes, den Albert Einstein aus Zürich am 26.6.1913 an Ernst Mach schrieb, dem Sprachinselmuseum überlassen. Geschrieben ist der Originalbrief Albert Einsteins auf kariertem Papier. In ihm würdigt Einstein die Arbeit Machs.



Inge Biefel, Mödriz / Erbach (Württ.)

-----O-----

Impressum:

Redaktion; Daniela Horak, Blansko, Gerd Hanak (g.h.), Brno / Krailling
Gestaltung und Satz: Gerd Hanak Anzeigen: Keine

Alle Artikel geben die Ansicht des Verfassers wieder ! Beiträge sind willkommen, eine Verpflichtung zur Veröffentlichung wird nicht übernommen. Abgedruckte Beiträge können, soweit es sich nicht um übernommene und entsprechend gekennzeichnete Artikel handelt, gerne, aber bitte **unverändert**, auch anderswo abgedruckt werden. Wir senden diese auch gerne per Diskette oder e-mail zu, um wertvolle Arbeitszeit zu sparen.

Postadresse Redaktion **G. Hanak, Tabor 30 a, 602 00 Brno, Tel.: 541236985, Fax 541236986. e-mail: hanakg@volny.cz**

Herausgeber: Deutscher Sprach-und Kulturverein Brno/Brünn (DSKV), Musilova 3, 624 00 Brno

Spendenkonto in Deutschland: 102431351, bei Münchner Bank e.G. BLZ : 701 900 00 , G.Hanak für DSKV

Das DSKV Konto in der Tschech.-Rep. lautet: 4010044726 bei Volksbank Brno. Auch hier sind Spenden willkommen.